

Die Suche nach Stadt N

Ricarda Roggan*

Ricarda Roggan: Die Suche nach Stadt N, in: Bußmann, Frédéric, Kopka, Diana (Hrsg.): Matrix, Moderne | Ost-moderne. Bauen, baubezogene Kunst und Formgestaltung in Ostdeutschland und dem Europa der Nachkriegszeit . (Aurora. Chemnitzer Schriften zu Kunst und Kultur. Bd. 3). Heidelberg: arthistoricum.net 2023, S. 163-179, <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.1170.c16406>

Ich möchte Ihnen die Stadt N vorstellen. Zumindest das, was ich von ihr finden konnte. Es handelt sich vermutlich um die pragmatischste aller idealen Städte. In gewisser Hinsicht ist sie ideal, aber sicher nicht utopisch. Sie vereint Elemente existierender Städte und Landschaften, aber ist eigentlich deren Negativ, die Kehrseite. Sie war in ihrer Zeit allgegenwärtig und ist dennoch nur auf dem Papier vorhanden. Und sie schien in dieser bestimmten Zeit überlebensnotwendig zu sein.

Das klingt wie ein Rätsel, und das ist es für mich auch, seit ich vor 25 Jahren die Überreste dieser Stadt entdeckte. Einige Fragmente kann ich Ihnen heute zeigen. Ich lade Sie ein zu einer Führung durchs Gelände, zu verschiedenen Orten, Zeiten und Szenen, in höchst merkwürdige Räume, ereignislose Landschaften und zu einer spezifischen Form von Vakuum.

1. Der Keller

Es ist 1996, wir stehen vor einem der vielen Betriebe in Leipzig, die erst vor kurzem dichtgemacht haben. Schauen Sie: Hier ist ein Loch im Zaun, wir können so bequem hindurchgehen, dass es fast legal wirkt. Es sind mehrere Gebäude, gleich hinterm Tor die Verwaltung, da drüben waren die Garagen und Lagerhallen, wir gehen weiter hier entlang zum Eingang der großen Montagehalle. Der Betrieb wird vermutlich bald genauso abgewickelt werden wie all die anderen. Die Belegschaft konnte das wohl selbst nicht recht glauben, deshalb wurde alles am Platz gelassen: Werkzeuge, Material, Kaffeemaschine, Möbel, Akten, Papiere, einfach alles.

Wir stehen jetzt in der Montagehalle, kommen Sie, wir gehen weiter hier entlang in einen bestimmten Kellerraum, den ich Ihnen zeigen möchte. Bitte Vorsicht, achten Sie auf Ihre Schuhe, umgehen Sie besser diese Stellen. Sie riechen es schon: altes Maschinenöl, feuchtes Mauerwerk und vergilbtes Papier, moderig, muffig. Wir sind im Keller, die Tür wurde aufgebrochen – wir sind nicht die Ersten, die diesen Raum besichtigen.

Vor uns waren schon einige da und haben nach Brauchbarem gesucht. Der schwere Schreibtisch war zu massiv zum Mitnehmen, er wurde ein Stück über den Boden geschoben, dann seine Schubladen entleert. Nichts hier hat noch wirklichen Wert. Der Inhalt der Schränke und Regale ist auf dem Boden verteilt. So bietet sich alles unseren Augen im kompletten Überblick an. Alles liegt offen da, was vorher als vertraulich galt.

Es sind vor allem Pläne, Skizzen und Instruktionen, die da auf dem Boden herumliegen. Einfache Zeichnungen einer mittelgroßen Stadt, genannt STADT N. Es hätte ein Stadtplanungsbüro sein können, wäre es nicht dieser abgelegene Kellerraum. Und würden die Zeichnungen nicht seltsam einfach und wie mit Buntstift gemalt aussehen.

An der Wand gestapelt unzählige Kartons, inzwischen auch schon aufgerissen und der Inhalt über den Boden verteilt. Hunderte Rechenscheiben, genannt LS-67, manche von Ihnen kennen sie vielleicht noch. Die Beschriftung ist handgeschrieben, das Drehrad funktioniert noch. Sie dienen, so ist der Aufschrift zu entnehmen, unter anderem der Berechnung, wie sich »das Ausmaß der aktivierten Zone des Geländes bei Kernwaffendetonationen« verhält, je nach Windrichtung.

Sie sehen es, wir sind hier ganz offensichtlich im Raum des ehemaligen Zivilschutzbeauftragten. Den gab es früher in jedem Betrieb, hier wurden die Übungen vorbereitet. Dort, wo einmal der Arbeitstisch an der Wand stand, hängt noch ein Kalender, außerdem ein kleines gerahmtes Bergpanorama und Abbildungen von Singvögeln. Die Tischlampe wurde leider mitgenommen, aber das graue Telefon sieht noch funktionsfähig aus. Kommen Sie bitte weiter, wir wechseln Ort und Zeit.

2. Das Klassenzimmer

Gehen wir noch einmal zehn Jahre zurück, ins Jahr 1986. Wir werfen nur einen kurzen Blick in ein Klassenzimmer, es sieht hier so aus, wie es immer war. Man kann mit geschlossenen Augen hineingehen und weiß schon am Geruch, wie dieses Zimmer aussieht: Pressspanmöbel, Neonlampen, Schulbänke und Stühle mit Metallbeinen, an denen zuverlässig Kaugummis kleben; weiter vorn riecht es nach altem kreidigem Tafellappen.

An der Wand werden die Bilder hängen, die sich uns als Leitbild eingepägt haben: Walter Womackas frontale Figuren in Szenen unter blauem Himmel, Städtebau mit klarer Geometrie, fröhlichen Menschen und weißen Tauben an viereckigen Springbrunnenanlagen.

Heute ist hier kein gewöhnlicher Unterricht, eher eine Mischung aus Wandertag, Abenteuer und Dystopie. Es sind nur Mädchen im Raum, die Jungen haben ein anderes Programm, genannt ZV (Zivilverteidigungs)-Lager, alles etwas militärischer, weniger Erste Hilfe.

Die Mädchen probieren Verbände richtig anzulegen, die Gasmasken aufzusetzen und lernen, was man zum Überleben braucht. Welche Sirene kündigt den Atomschlag an? Am besten entweder unter das Fenster ducken, um Verletzungen durch Glassplitter zu vermeiden. Oder unter einen Tisch, falls das Gebäude einstürzt, gäbe es da etwas Schutz, auch gut geeignet sind Türrahmen, die sind erstaunlich stabil.

Die Zivilschutzbeauftragten erklären alles, nur eine Frage bleibt offen. »Welchen Sinn hat das Ganze, was bringt es mir, wenn ich ein paar Stunden länger am Leben bleibe, aber alle anderen tot sind und alles sowieso verseucht ist? Würde ich die Nerven haben, angesichts der Atombombe die Rechenscheibe LS-67 hervorzuholen, die Windgeschwindigkeit festzustellen und unsere Chancen zu berechnen?«

Aus der Schulkind-Perspektive war die Welt der Erwachsenen bedrohlich, deprimierend und auf rätselhafte Weise sinnlos. Es passt alles nicht zueinander: Die Gedanken der Mädchen, die hier im Klassenzimmer unterwiesen werden, passen nicht zu den sorglosen Gesichtern im Schulbuch und schon gar nicht zu Walter Womackas farbenfroher Welt.

Hätte der Künstler doch dieses Bild gemalt: Eine Gruppe deprimierter Schülerinnen, miteinander flüsternd, beim Anprobieren der Gasmasken, unschlüssig herumstehend in der modernen Stadtlandschaft – die mit den geometrischen Grünanlagen, den gekachelten Wasserbecken und Springbrunnen unter blauem Himmel.

Aber lassen Sie sich nicht durch Bilder täuschen! Ein System kurz vor dem Zusammenbruch entwickelt eigene Symptome auseinanderdriftender Realitäten, zwischen Ideologie und Lethargie. Jahrzehnte später werden die damals 16-jährigen sagen: »Das war die Zeit, in der wir uns wirklich frei fühlten. Weil wir keine Zukunft zu haben glaubten, hatten wir auch nichts zu verlieren. Wir waren längst keine Hoffnungsträger mehr, schon gar nicht ›Fackelträger der Flamme des Sozialismus‹.«

Wir verlassen das Klassenzimmer, doch lassen Sie uns dieses von Womacka nie gemalte Bild mit seinen störenden Elementen in Gedanken mitnehmen zur nächsten Station. Wir müssen hier einen kleinen Umweg in Kauf nehmen, auf direktem Weg gelangen wir nicht hin. Aber keine Sorge, es liegt alles nah beieinander.

3. Der Umweg

Haben Sie sich eigentlich schon gefragt, was das ominöse N bedeuten soll?

Um Risiken berechenbar zu machen, muss man modellhaft denken, exemplarisch, nicht spezifisch. Es stehe vermutlich für Norm, wurde mir einmal erklärt. Eine seltsame Abkürzung, denn einerseits war die Norm zwar immer eine Orientierung für alle normalen Menschen. Andererseits ist sie das Gegenteil dessen, um das es hier geht – der extremste Ausnahmezustand, die Vernichtung unserer schönen Normalität durch einen einzigen Schlag. In internen Kreisen war bekannt: Für das Gebiet der DDR genüge eine gewöhnliche Atombombe, um alles Leben auszulöschen.

Seltsam ist auch: Im Buch *Strukturuntersuchung der Stadt N* ist das Wort Atomschlag nirgends zu finden, aber dafür Übungen, um die nächstgelegenen Grundwasservorkommen ausfindig zu machen. Ist Ihnen eigentlich etwas an dieser eigentümlichen Sprache aufgefallen? Als ausgebildete Facharbeiterin für Schreibtechnik möchte ich Ihnen das unbedingt noch zeigen... diese Schriftbilder hier: Anweisungen, getippt in mehrfacher Ausfertigung, durch violettes Durchschlagpapier, diktiert im Takt der Schreibmaschine, in dieser trockenen, steifen Amtssprache, auf grobem holzhaltigem Papier. Es ist wie ein großes Rattern, man musste so schnell und mechanisch schreiben und sprechen, dass einfach kein Zwischenraum für zweifelnde Gedanken blieb.

Trotzdem, irgendwie bin ich gern hier, es ist ein beruhigender Raum, und es hat seine Ordnung. Lassen Sie uns noch kurz hier zur Ruhe kommen, ich muss Sie außerdem vorbereiten auf das, was Sie als nächstes sehen werden. Ich ... bitte entschuldigen Sie ... es ist jedes Mal ... obwohl ich diese Führungen schon so lange mache, an diesen Raum gewöhnt man sich nicht. Es ist jedes Mal anders, und ... im Grunde kann man es überhaupt nicht erklären, es gibt auch nichts zu sehen, Sie könnten genauso gut die Augen schließen.

Ich versuche, es Ihnen indirekt zu zeigen: Nehmen wir zum Beispiel Walter Womackas Bilder. Die zuversichtlichen, selbstbewussten Gesichter, die starken Arbeiter mit den großen Händen ... die mutigen Frauen, auf Schaufeln gestützt, in die Ferne schauend, die klugen Kinder mit den Büchern in den Händen, immer wieder weiße Tauben, ein Friede über allem.

Und dann ... als würde man das Bild von der Wand nehmen, umdrehen, und fände auf der Rückseite das genaue Gegenteil des Gezeigten – und fände selbst keine Worte für das, was man dort sehen würde.

Und als würde dann eine Stille sein, die aber keine Ruhe ist, sondern die Stille der nicht gesagten Wörter. Es ist, als würde von allem bereits ein Negativ existieren, im Dunklen, auf der Kehrseite. Wie

gesagt, es ist keine Ruhe, denn da gibt es eine Bewegung. Denn wenn Sie auch nichts sehen können, so spüren Sie doch ein spezifisches Vakuum. Das Udenkbare und Unsagbare erzeugt einen leisen Sog, ins Dunkle hinein. Und glauben Sie mir, genau hier ist es, wo diese fast greifbare existentielle Angst haust. Auf der Rückseite des Bildes, im Schatten, ohne Gedanken und ohne Begriff.

Ich denke, Sie alle wussten von diesem Ort bereits, wir müssen uns hier nicht länger aufhalten. Aber, ... wenn wir uns jetzt abwenden und gehen wollen, werden Sie deutlicher die Sogwirkung des Vakuums spüren. Unterschätzen Sie es nicht! Sie werden merken: Es braucht die doppelte Kraft. Notfalls hilft entschiedenes Auftreten, eine Marschformation ... manche haben hier schon gemeinsam Lieder gesungen, um wieder herauszukommen ... bitte keinesfalls einzeln zurückbleiben! Achten Sie aufeinander! Bitte kommen Sie, schnell ...

Wo sind wir jetzt? Ich muss selbst erst einmal schauen, wo wir hier herausgekommen sind. Ja, ich glaube, wir sind richtig ... Es ist nicht auf den ersten Blick erkennbar. Es ist ja auch schon etwas Zeit darüber hinweggegangen ...

4. Die Baracke

Kennen Sie die Lübschützer Teiche? Ein schönes Naherholungsgebiet bei Machern, im Wald drei Seen: Quellenteich, Galgenteich, Iristeich. Nicht verwunderlich, dass hier die Wasserwirtschaft Leipzig eine Feriensiedlung mit Bungalows und Baracken errichtet hatte. Man fuhr damals durch Kleingartenanlagen hin zum Eingangstor der Siedlung und fand: Alles verschlossen – aber misstrauische Blicke aus den Parzellen heraus.

Die Kleingärtner wussten viel, aber redeten wenig. Es gab ja auch nichts zu sagen. Über diese Feriensiedlung, die überwiegend von Männern mittleren Alters besucht wurde. Nie sah man Familien, selten Frauen. Dafür Hunde, ein halbes Rudel, die nachts frei im Gelände herumliefen. Bemerkenswert war, die Männer mittleren Alters hatten hier alles selbst gebaut: Bungalows und Baracken, die ganze Anlage ... vier Jahre lang ... 1972 war es dann fertig. Nur einmal kamen Arbeiter, um einen außerordentlich tiefen Brunnen zu bohren, aber das konnte natürlich mit der Wasserwirtschaft zusammenhängen.

Irgendetwas stimmte hier nicht und den Bürgern aus dem nahegelegenen Ort ließ es keine Ruhe. Es war dann 1989, als alles ans Licht kam ... als der Pfarrer von Machern mit einigen Bürgern Zutritt zum Gelände verlangte:

Unter der Feriensiedlung befand sich eine erstaunlich große Bunkeranlage, die sich die Staatssicherheit als Zufluchtsort gebaut hatte.

Darin war Platz für 100 hochrangige Stasi-Offiziere. Genauer: 95 Offiziere und 5 Frauen, die als Schreibkräfte, Küchenhilfen und Sanitärerinnen dienen sollten. Bunker wurden »Ausweichstelle« genannt, und dieser war mit 1.500 m² eine der größten Anlagen, 6 m tief, der Zugang versteckt unter einer der Baracken.

Es gab zwei verschiedene, in den Dokumenten detailliert beschriebene Szenarien, für die er Schutz bieten sollte:

1. Atomschlag
2. Aufstand der Bevölkerung

– von hier aus hätten die Führungsoffiziere alle Maßnahmen geleitet. Am Eingang des Geländes erkennt man noch den getarnten Schießstand, von dem aus im Ernstfall anderen Personen der Zutritt verwehrt werden sollte.

Der Bunker war so dimensioniert, dass er seinen Insassen *eine* Woche Überleben gesichert hätte. Was wäre das für ein Bild gewesen: Atomkrieg, fast alles Leben auf der Erde vernichtet. Aber dann, nach einer Woche, steigen 95 Stasi-Offiziere und 5 Frauen aus der Tiefe heraus und inspizieren die Lage.

5. Die Reise

Unsere nächste Station ist zur Abwechslung eine Reise. Ich hatte mich Ende der neunziger Jahre tatsächlich auf die Suche begeben, im Gepäck eine Mittel- und eine Großformatkamera.

Im Verlauf der Zeit gewann die Suche an Kontur; ich konzentrierte mich auf Situationen und Orte, denen eine gewisse noch erkennbare Norm und gedankliche Ordnung zugrunde lagen, die jedoch ihren Zweck völlig verloren hatten. Es war eine besondere Stille eingezogen. Als wäre jemand, der sein Leben lang immer eine Botschaft zu verkünden hatte, von Frieden, Fortschritt und Freude, nun plötzlich sehr still geworden und in sich gekehrt. In dieser besonderen Stille liegt Tragik, und plötzlich, überraschend: eigene Schönheit. Eine Schönheit von der beiläufigen, absichtslosen Art, in der Freiheit liegt. Hier will keiner mehr was, von niemandem, und die Luft riecht irgendwie anders, frischer, ungewohnt.

Ich hatte auch das Buch *Strukturuntersuchung der Stadt N* mitgenommen und ein Aufnahmegerät, um die Beschreibung der *Stadt N* einmal einzusprechen, den Takt der Worte zu hören, mir den hölzernen Duktus einzuprägen, all die Straßennamen und Landschaftsmerkmale. Die Strukturuntersuchung wurde zur Navigationshilfe durch die ostdeutschen Städte und Landschaften der Jahre am Ende des Jahrtausends.

6. Die Ausstellung

Die Bilder dieser Reise blieben loses Material, das nie richtig gesichtet wurde und im Archiv verschwand. Mir schien nicht deutlich genug sichtbar, was mich an *Stadt N* so interessierte. Denn es war eigentlich die Tatsache der Existenz des Kellerraums – Sie erinnern sich? Der schwere Schreibtisch, die Singvögel und die kleine Berglandschaft – kurz der Mann, der dort saß, schrieb und organisierte. Er ging mir nicht aus dem Kopf.

Glaubte er an den Sinn dessen, was er tat? Tat er es einfach, um nicht tatenlos zu bleiben? Wusste er, dass der rettende Bunker nicht für ihn gebaut worden war? Und was würde er heute tun?

Ich begann, den Arbeitsraum dieses Mannes zu rekonstruieren: Stuhl und Tisch mit Telefon, Regal mit Büchern, Wandschrank mit Radio und Globus, Landkarten an der Wand, auf dem Boden Pläne, Dokumente, Rechenscheiben

Und eine großformatige Fotografie, die denselben Arbeitsraum zeigt, in einem Zustand jenseits von Recht und Ordnung, in einer anderen Zeit – zerstört und geplündert. Die Fotografie war wie der Spiegel des Raums, oder vielmehr ein Fenster, das einen Blick in Vergangenheit oder Zukunft erlaubt und die Gegenwart umgehend relativiert.

Fazit: Bitte beauftragen Sie einen bildenden Künstler, Ihr Büro zu zerstören und zu plündern! Lassen Sie die entstandene Szene anschließend fotografieren, gut rahmen und hängen Sie sich das Bild an prominenter Stelle auf, wenn Sie Ihr Büro wieder in Ordnung gebracht haben. Sprechen Sie mich gern darauf an, das Geld ist gut investiert! Sie werden immer diese besondere Luft um sich spüren:

Die Stille, nachdem alles gesagt ist.

Die Schönheit, die beiläufig entsteht.

Und vor allem die Freiheit!

Nichts tun zu müssen, weil alles schon getan ist, sich zurücklehnen, dem Gesang der Vögel lauschen.

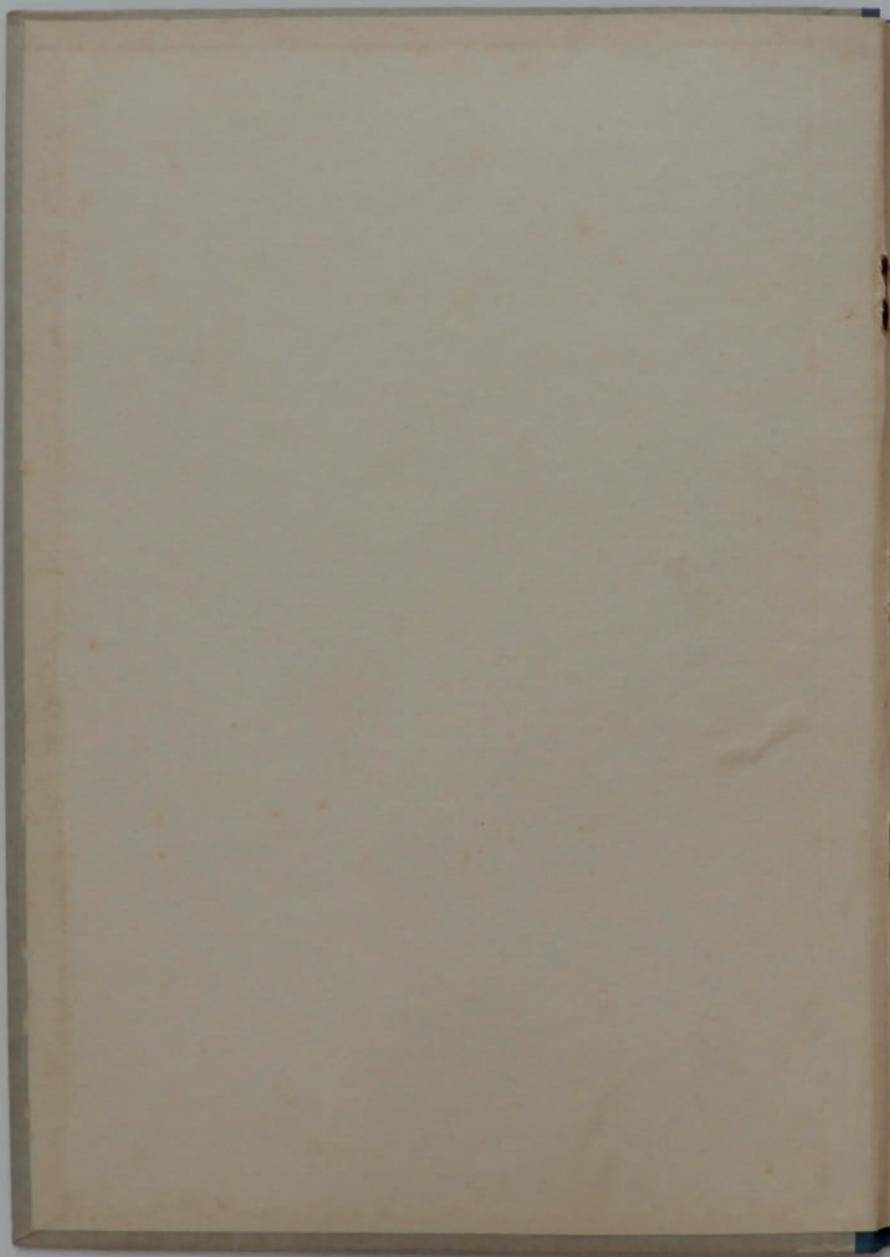
Ricarda Roggan studierte Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig (1996–2002), erlangte 2004 den Meisterschülerabschluss bei Timm Rautert und einen Master of Arts am Royal College of Art, London (2003–2005). Seit 2013 ist sie Professorin für Fotografie in der Fachgruppe Kunst an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart. Sie lebt und arbeitet in Leipzig.

Fotonachweis

Ricarda Roggan, © courtesy Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin / VG Bild-Kunst, Bonn 2023.

Anmerkung

- * Vortrag gehalten am 1.10.2021, MATRIX MODERNE | OST-MODERNE Chemnitz. Das Filmprojekt *Protokoll Stadt N* von Ricarda Roggan basiert auf diesem Vortrag mit freundlicher Unterstützung der Kulturstiftung Sachsen, online: <<https://ricardaroggan.de/arbeiten/protokoll-stadt-n/>>, 1.12.2022.



17430

Operativ-taktisches Dokument der Stadt „N“

TEIL I

Strukturuntersuchung der Stadt „N“



GPH ▶ 7

GPH ▶ 8

52

KOD*AK GPH

53

KOD*AK GPH



GPH ▶ 10

GPH ▶ 11



GPH 9

1 1 1 2

54

KODAK GPH

55

KODAK GPH



GPH 10

R19

06/98



CDU

CDU

52

KODAK GPH

53

KODAK GPH



CDU

CDU



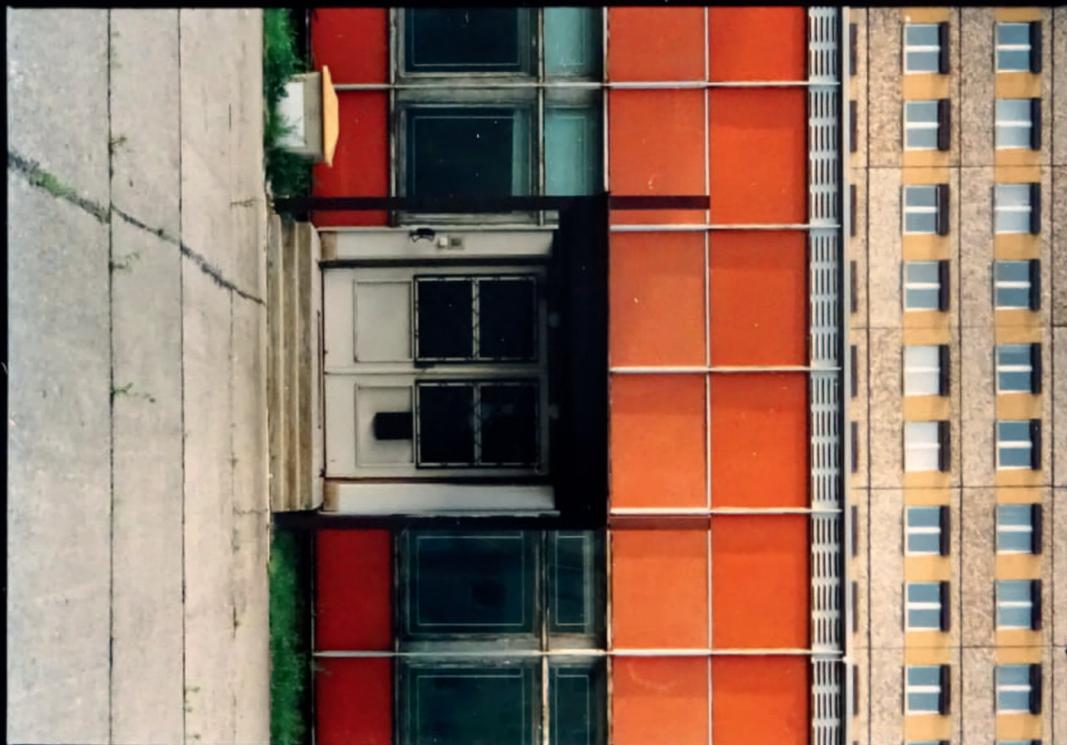
KODAK SAFETY FILM 1 2 2 1 1

54

KODAK GPH

55

KODAK GPH



KODAK SAFETY FILM



